

Michael Giesecke

Germanistik 2000

Unternehmensberatung für eine Sprachwissenschaft am Ende des Zeitalters der Planwirtschaft

Erschienen in: LiLi, Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 87/88, Jg. 22, 1992
206-213

Inhalt

- Unternehmensberatung für eine Sprachwissenschaft am Ende des Zeitalters der Planwirtschaft
- Problemdiagnose
- Neue Ziele
- Anmerkungen

Unternehmensberatung für eine Sprachwissenschaft am Ende des Zeitalters der Planwirtschaft

In Heft 80 dieser Zeitschrift hat Werner Faulstich an dieser Stelle den Postillionen einer medien- und marktallergischen germanistischen Literaturwissenschaft eine zeitgemäßere Melodie entgegengeschmettert ("Massenkommunikation und Medien: Zur Bedeutung eines philologischen Desiderats"). Anlaß hierzu war ihm unter anderem ein Seufzer von J. Dyck ("Rette sich wer kann - über das Elend der Germanistik an den kleinen Universitäten", *Die Zeit* 46/1989), in dem jener die Orientierung des Siegener Medienstudiengangs (u. a.) an 'außeruniversitären' Verwertungszusammenhängen als ein 'zu Markte tragen der Germanistik' beklagt.

Es scheint an der Zeit, die Metapher aus der Wirtschaft tatsächlich einmal ernst zu nehmen und die Germanistik mit den Augen eines Unternehmers zu betrachten. Nachdem die Planwirtschaft in Ost- und Südosteuropa bedingungslos kapituliert hat, geraten staatliche Projekte, die den Markt als Regulationsmechanismus prinzipiell ausschließen wollen, in zusätzliche Legitimationszwänge.

Erforderlich wäre eine gründliche Unternehmensberatung nicht nur für die germanistische Literaturwissenschaft, wie sie Faulstich in seinem Artikel begonnen hat, sondern auch für die germanistische(n) (u. a.) Sprachwissenschaft(en). Danach dürften sich für die gewiß weiterhin notwendigen Subventionen umso leichter plausible Gründe vortragen lassen.

Was produziert die Germanistik, wenn wir sie einmal als ein Unternehmen betrachten? Natürlich stellt sie keine materiellen Waren her wie die Industriebetriebe, sondern Modelle und Programme, die das Erleben und Handeln der Menschen in ihrer Umwelt lenken und leiten.

Und sie ist dabei durchaus erfolgreich. Niemand, der unsere allgemeinbildenden Schulen durchlaufen hat, besitzt noch einen Blick auf die Gespräche, Texte und die Erzeugnisse der modernen Kommunikationsindustrie, der frei ist von den Klassifikationsweisen der Sprachwissenschaft. Unser Sprachbewußtsein wird durch die Gedanken der Wissenschaftler vor allem unseres Jahrhunderts geprägt, die im Unterricht und in den grammatischen Handbüchern verbreitet werden.

Mittlerweile erweisen sich diese Modelle auf vielen - nicht auf allen - Gebieten als kaum noch konkurrenzfähig. Die Veränderung der Umwelt hin zu einer auf elektronische Medien vertrauenden Informationsgesellschaft stellen an die Produktpalette und an die Unternehmensstruktur neue Anforderungen. In einem kommerziellen Unternehmen würde unter diesen Umständen die 'zentrale Managerfrage' gestellt werden: "Wie können wir in einer immer komplexer und turbulenter werdenden Umwelt das Unternehmen so gestalten und steuern, daß es überlebensfähig und erfolgreich bleibt?"¹

Diese Frage braucht sich die Schul- und Hochschulgermanistik natürlich nicht ernsthaft zu stellen, weil sie zu nahezu 100 Prozent aus öffentlichen Mitteln subventioniert wird. Sie braucht sich noch nicht einmal um eine gründliche professionelle Unternehmensberatung zu kümmern, vor der Organisationen mit wesentlich geringeren fixen Kosten als die Germanistik 'draußen' nicht zurückschrecken. Wozu auch, wenn man sich unabhängig von den Einflüssen der Umwelt weiß? Aber eben dieser Gewißheit wird allmählich der Grund entzogen. So fehlen nach dem Scheitern der Planwirtschaft z. B. die Argumente für Organisationsformen, die ihre Bestände nicht durch eine Anpassung an die Umwelt sichern müssen. Mit dieser Tatsache wird sich auch der Staatsbetrieb 'Wissenschaft' in den Unternehmensgruppen auseinandersetzen müssen, in denen die Reprivatisierung noch kaum begonnen hat.² Es

besteht so gesehen reichlich Anlaß, sich mit der 'Managerfrage' zu befassen.

Geschähe dies in einem kommerziellen Unternehmen in professioneller Weise, nähme man zunächst eine Bestandsaufnahme vor, an deren Ende dann eine Problemdiagnose stünde. Aus ihr leitete man die weiteren unternehmerischen Ziele ab, um dann rückkoppelnd danach zu fragen, welche im weitesten Sinne organisatorischen Voraussetzungen zur Verwirklichung dieser Ziele zu schaffen sind.

Welche Bestände lassen sich schon in einem ersten Durchgang mit einiger Sicherheit 'aufnehmen'?

"Kommunikation wird zum strategischen Erfolgsfaktor Nummer 1", lautet eine Grundüberzeugung im Management - und bei anderen Beobachtern unserer Gesellschaft.³ Information ist in allen fortgeschrittenen Industrienationen als eine Produktivkraft erkannt; die Bedeutung kommunikativer Prozesse zur Steigerung der Leistungsfähigkeit sozialer Systeme - von der 'Unternehmenskultur' bis zur 'Beziehungskiste' - steht außer Frage. Deshalb beginnt die Gesellschaft auch die kommunikativen Prozesse und Vernetzungsstrukturen bewußter zu betrachten. Unauffällig aber unaufhaltsam entstehen neue Professionen auf diesem Gebiet: Medien- und Kommunikationsberater, Öffentlichkeitsreferenten in den verschiedensten Organisationen, Organisationsentwickler, Supervisoren, Gesprächstherapeuten, Text- und Werbegestalter, Netzplantechniker, Trainer für Rhetorik und Bewerbungsgespräche usf. Von ganz unterschiedlichen Richtungen ausgehend, befriedigen sie alle ein Bedürfnis, das durch die Aufwertung kommunikativer Prozesse in unserer Gesellschaft erzeugt wurde. Ihre Einseitigkeiten werden durch andere Veranstaltungen wie Meditation, Yoga, Biofeedback, Psychodrama u. v. m. kompensiert. Die orientierungsrelevanten Programme, die diese Bewegungen nutzen, rühren nur zum allergeringsten Teil aus der Sprachwissenschaft her. Etwas steuert die Soziologie, etwas die Betriebswirtschaft, mehr die Psychologie, etwas die Journalisten, etwas die Literaturwissenschaft bei. Es soll nicht nach den Gründen für diese Situation gesucht werden, wichtig ist in diesem Zusammenhang einzig die Feststellung, daß die germanistische Sprachwissenschaft für eine expandierende Zukunftsbranche keine oder nur wenige Produkte bereithält. Praktische Folge hiervon ist, daß die mit den traditionellen Modellen der Sprachwissenschaft versehenen Hochschulabsolventen auf allen diesen Berufsfeldern - sagen wir es vorsichtig - keine größeren Chancen besitzen als die Absolventen anderer Disziplinen.

Problemdiagnose

Eine Antwort auf die Frage, warum die moderne Sprachwissenschaft in dieser Lage so wenig nachgefragt wird und so wenig Impulse gibt, findet sich in dem Begriffsinstrumentarium, das dieser Disziplin in die Wiege gelegt wurde. Ihr Sprachbegriff ist einfach ungeeignet für die Beschreibung kommunikativer Prozesse und deren Abhängigkeit von den materiellen Medien. Man kann noch weitergehen: Diese Einschränkung der Aussagekraft der Kategorie wurde von F. de Saussure und seinen Nachfolgern bewußt in Kauf genommen, weil sie eben darin die Bedingung für eine Konsolidierung der Sprachwissenschaft als einer exakten Disziplin und für ihre Abgrenzung von den Nachbardisziplinen sahen.⁴ Trotz aller Ergänzungsversuche ist der strukturalistische Sprachbegriff das Totem bzw. die Kernaussage der Unternehmensphilosophie geblieben. Er wird von den Mitgliedern des Unternehmens zur Selbstbeschreibung ihres Tuns ebenso verwendet wie bei ihrer Durchmusterung der Umwelt und er dient als Form für die Produktion ihrer Güter.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: An dieser Unternehmensphilosophie und an ihren Produkten ist nichts 'Falsches' oder 'Verwerfliches'. Auch wenn man sie unverändert

beibehält, wird das Unternehmen nicht pleite machen. Es gibt genügend Stammkunden für die ja zweifellos ausgereiften Produkte. Es geht hier vielmehr um die Entscheidung, ob man, um eine Unterscheidung von R. Rüttinger aufzunehmen, ein 'schnell' oder ein 'langsam wachsendes Unternehmen' sein will. Dabei muß man freilich hinzufügen, daß 'langsameres Wachstum' häufig 'gleichbedeutend mit Negativwachstum' ist.⁵ Im Kampf um die knappen staatlichen Ressourcen - von den anderen ganz zu schweigen - scheinen im Augenblick eigentlich nur diejenigen Disziplinen ihren Bestand zu erhalten, die ihre Angebotspalette erweitern.

Der Ausgang der Wahl hat Konsequenzen für die Unternehmenskultur: Wachstumsintensive Unternehmen tragen größere Risiken, versprechen stärker leistungsbezogene Aufstiegschancen und legen andere Prioritäten fest: Weniger 'Autorität und Sicherheit' und 'mehr berufliche Herausforderung und Lernmöglichkeiten' (Rüttinger, a. a. O., S. 21). Man sieht, wie die Zielbestimmung strukturelle Folgen im Unternehmen nach sich zieht.

Neue Ziele

Wie könnten mögliche neue Ziele aussehen, in welche Richtung müßten sich die identitätsstiftenden Ideale des Unternehmens 'germanistische Sprachwissenschaft' ändern, wenn denn tatsächlich die Perspektiven 2000 andere als die hergebrachten sein sollen. Naheliegend ist zunächst eine größere Anpassung der Selbstkonzepte an die Konzepte der Umwelt. Aus den verschiedensten Gründen ist es üblich - und offenbar auch notwendig - geworden, auf den ersten Blick unvergleichbare Phänomene in unserer Gesellschaft einheitlich als Informations- oder als Kommunikationssysteme zu betrachten. Die germanistische Sprachwissenschaft (und die Literaturwissenschaft nicht minder) ist (bzw. sind) aufgefordert, diese zeitgemäße Sichtweise für die Selbstbeschreibung und für die Behandlung ihrer traditionellen Gegenstände zu nutzen. Der gemeinsame Nenner einer postmodernen Sprachwissenschaft könnte darin liegen, die Welt als eine Ansammlung von informationsverarbeitenden Systemen zu betrachten, die über Medien miteinander in Kontakt stehen. Ob die Phänomene dieser Welt nun 'Zweiergespräch', 'Gruppengespräch', 'Briefroman', 'typographische Massenkommunikation', 'Fernsehen' oder 'BTX' oder 'CAD' heißen, ist im Prinzip gleichgültig. Es gäbe ein gemeinsames Paradigma, das es ermöglicht, die Anstrengungen der Forscher zusammenzuführen. Es hätte zudem auch den, gerade in unserer Zeit zunehmender Technisierung der Kommunikations- und Informationsprozesse wichtigen Vorteil, das Zusammenwirken der verschiedenen Typen von Informationssystemen, psychischer, sozialer, technischer u. a., erfassen zu können.

Denn auch der einzelne Mensch läßt sich als Information gewinnendes, verarbeitendes, speicherndes und darstellendes System begreifen. Seine Kommunikationsmedien sind die vielfältigen Möglichkeiten seines leiblichen Verhaltens. Schon mit dieser Bestimmung entfernt sich das informationstheoretische Paradigma weit von den traditionellen Vorstellungen der Sprachwissenschaft. Im Zentrum ihres Interesses steht die Sprach- oder besser Sprechfähigkeit und die 'artikulierte Wortsprache'. Diese Begrenzung wird aber schon überwunden wenn man die Beziehung zwischen den unterschiedlichen Medien des Schreibens und Sprechens erhellen will. Erst recht kommt man, wenn man an den Voraussetzungen und an dem Entwicklungsgang der Sprachfähigkeit interessiert ist, nicht um die Berücksichtigung der übrigen, z.B. der gestischen und mimischen Verhaltensformen herum. Es sind diese ganz unterschiedlichen Verhaltensmöglichkeiten, die durch künstliche, technische Hilfsmittel verstärkt und verändert werden können. Das mehr oder weniger technisch verstärkte Verhalten des einen kann dem anderen Menschen als Informationsmedium dienen wie die

übrige belebte und unbelebte Natur auch. Dazu muß er Sinnesorgane einsetzen, die auf das jeweilige Medium/ Verhalten abgestimmt sind. Der Mensch ist ein multisensorielles Wesen und die Auswirkung jeder Technik liegt gerade darin, daß sie diese Sinne in unterschiedlichem Umfang entwickelt bzw. unterdrückt. Es gibt für eine sich auf kommende Aufgaben vorbereitende Sprachwissenschaft keinen plausiblen Grund mehr, sich auf einen Effektor: die Artikulation, ein Medium: die Lautsprache, und einen Sensor: das Gehör, zu beschränken. Und natürlich ist auch die einseitige Bevorzugung des Prozessors 'Verstand/ Bewußtsein' zu überdenken.

Modelle über die Funktionen des als Informationssystem verstandenen Menschen in größeren Kommunikationssystemen zu bilden, dürfte ein weiteres Arbeitsfeld sein.⁶ Bei dieser Aufgabe wie auch bei der selbstverständlich notwendigen Präzisierung der Dimensionen des Systembegriffs kann die Informatik z. B. mit ihren Unterscheidungen zwischen Sensor, Prozessor, Speicher, Reflektor und Effektor nützlich sein. Die Herkunft der Metaphern gerade aus dem technischen Bereich sichern dem Konzept die geforderte Anwendungsbreite sowohl auf die technischen als auch auf die psychischen und sozialen Systeme!

Erst ausgehend von einer gemeinsamen Vorstellung über die dynamischen, selbstbeschreibenden, komplexen und von der Umwelt differenzierten Informations- und Kommunikationssysteme läßt sich dann fragen, welche Phänomene sinnvoll als 'Sprache' zu bezeichnen sind - nicht umgekehrt: Vom aparten Modell der 'langue' führt kein Weg zur Kommunikation und zu den übergreifenden kulturellen Kommunikationssystemen. In dem neuen übergreifenden Paradigma erscheinen die 'Sprachen' als Programme, die die Informationsgewinnung, -verarbeitung und -ausgabe steuern bzw. - in kommunikativer Perspektive -, die die Medien verändern und strukturieren. Sie geben zum Beispiel an, wie das Erleben bzw. der Verhaltensfluß zu sequenzieren und wie diese sequentiellen Einheiten zusammenzufügen sind. Man kann die abstraktiv gewonnenen möglichen Typen von Sequenzen und Relationierungen des Verhaltens/ der Kommunikationsmedien 'Code' oder 'Codestrukturen' nennen. Dieser Begriff widerspricht den in der Sprachwissenschaft üblichen keineswegs, erlaubt es aber auch, vielfältige andere Phänomene als 'Sprache' zu erfassen.

Als gegenstandskonstituierende Konzepte eignen sich das Rede- und das Langue-Modell in der gegenwärtigen Situation ebensowenig wie die Metapher des Ringkampfes oder des Pistolenduell zur Beschreibung heutiger kriegerischer Auseinandersetzungen. Man mag es von Clausewitz noch nachsehen, daß er den Krieg mit dem Modell des Zweikampfs beschrieben hat, die elektronische Kriegsführung im Golf- Krieg unter dieser Perspektive zu analysieren, ist abstrus. Zwar mag es da und dort zu einem Ringkampf und einem Pistolen- oder Gewehrduell gekommen sein, aber aus diesen Episoden setzt sich das Ganze nicht zusammen. Man erfaßt mit diesen Metaphern mit anderen Worten nur mikroskopische Teile, aber man verliert den Zusammenhang aus dem Blick. Daß unsere Kategorien zur Beschreibung dieses Geschehens den realen Verhältnissen hinterherhinken, ist eine andere, bei der Rezeption der Berichterstattung der Massenmedien freilich kaum zu übersehende Sache.

Obwohl das anachronistische Paradigma vertraut ist, menschlich klingt, ist es keineswegs human. Es gibt dem einzelnen und der Gesellschaft trügerische Leitlinien für die Selbst- und Umweltbeschreibung an die Hand. Wer sich für Kriege dieser Art unter der Vorstellung eines fairen Kampfes Mann gegen Mann gewinnen läßt, wird von dem tatsächlichen Geschehen betrogen. Natürlich längst nicht so dramatische, aber doch strukturell vergleichbare Enttäuschungen produziert die Sprachwissenschaft nach meiner Beobachtung häufig bei jenen, die sich anschicken, mit deren Kategorien ihre kommunikative Umwelt zu erklären. Aber das kann nicht nur meine Beobachtung sein. Vor drei Jahren hatte die *Anleitung zum sozialen Lernen* von Lutz Schwäbisch und Martin Siems eine Auflage von mehr als 350 000 Exemplaren. Es geht in diesem Buch eigentlich um nichts anderes als darum, di

Kommunikation in Gruppen und Paaren zu verstehen und zu verbessern. Dabei können die Autoren keinerlei sprachwissenschaftliche Kategorien nutzen. Bei einem ähnlichen Werk, Friedemann Schulz von Thuns *Miteinander reden*, taucht soweit ich sehe, nur ein Außenseiter der sprachwissenschaftlichen Zunft, Karl Bühler (und Watzlawick), auf. Auch dieses Buch, das in noch nicht einmal 10 Jahren ebenfalls eine Auflage von mehr als 200 000 Exemplaren erreicht hat, ist nicht von einem Sprachwissenschaftler geschrieben und es besitzt auch keinen ernsthaften Konkurrenten aus deren Kreis. Die von Linguisten, auch von den 'pragmatisch' orientierten, angebotenen Bücher enttäuschen die an der Kommunikation interessierten Leser. (Es gibt da nur wenige Ausnahmen, vor allem was die Beschäftigung mit der 'Frauensprache' angeht).

Wenn dies nur als ein beklagenswerter Ausnahmezustand empfunden würde, könnte man sich noch damit abfinden. Die Beschränktheit wird aber von namhaften Vertretern der Zunft mit Hinweis auf die 'Wissenschaftlichkeit' weiterhin gerechtfertigt. Wenn der bekannte Linguist John Lyons etwa ohne Anflug des Bedauerns bemerkt, daß es 'bislang keine wissenschaftliche Aussage über das Verhältnis von Sprache und Kultur gibt', dann ist dies eine direkte Folge des Reduktionismus des de Saussureschen Modells.⁷ Wen wundert es unter diesen Umständen, wenn die Gesellschaft das Interesse an denjenigen verliert, die ihren Gesichtskreis so einschränken, so unzeitgemäße Begriffe verwenden, daß sie zu eben diesem Ergebnis kommen

Negativ auf die gesellschaftliche Akzeptanz der Sprachwissenschaft hat sich auch die in den vergangenen 20-30 Jahren betriebene Entideologisierung des Faches ausgewirkt. Natürlich erfolgte sie vor dem Hintergrund der Instrumentalisierung und Selbstinstrumentalisierung zahlreicher Germanisten für faschistische Ideen im weitesten Sinne. Aber so wenig man aufhört zu essen, nur weil man einmal Unverträgliches zu sich genommen hat, so wenig kann eine nationale Philologie darauf verzichten, ihr Verhältnis zu dieser Nation zu klären und für diese Funktionen zu übernehmen. Es ist das Schicksal aller beschreibenden Wissenschaften, 'nur' Modelle zu produzieren, ein Schicksal, das bei den Geisteswissenschaften zude besonders offensichtlich ist. In ihren Anfängen hat die Germanistik sich keineswegs gescheut, auch Modelle über die Nation, die Nationalsprache u. ä. zu entwickeln. Der Bedarf an konstruktiven Identitätskonzepten ist in diesem Bereich nicht geringer geworden. Er wird aber gegenwärtig von der Germanistik nur ganz ungenügend gedeckt.

Das mag mit der Annahme zusammenhängen, die Zeit der Nationen und damit auch des Nationalbewußtseins sei vorbei. Für das Entstehen solcher Wünsche gibt es viele Gründe. Faktisch spricht freilich gerade in der Gegenwart der Neuordnung der ehemals sozialistischen Länder nichts für diese Thesen. Umso mehr ist es notwendig, daß sich die Nationen - und zwar alle - um ein angemessenes Selbstbewußtsein bemühen, d. h. um eine Selbstbeschreibung, die ihrem Handeln und Erleben einigermaßen adäquat ist und die auch den anstehenden Aufgaben gerecht wird: Es geht darum, die Nationen als wertvolle Bausteine größerer kultureller und wirtschaftlicher Zusammenhänge zu begreifen.

Und es geht darum, die Selbstbeschreibungen mit den Fremdbeschreibungen der anderen Nationen abzustimmen. Ein geordnetes und friedliches Austragen von Beziehungskonflikten ist überhaupt nur denkbar, wenn einigermaßen realistische Identitätskonzepte vorhanden sind. Zumindest diese Erfahrung mag man von Zweierbeziehungen auf die Ebene der Gesellschaftssysteme übertragen. Zur Entwicklung solcher zeitgemäßen Selbst- und Fremdbilder kann die literatur- wie auch die sprachwissenschaftliche Germanistik beitragen, wenn sie nur ihre Zurückhaltung gegenüber allen ideologischen Ansprüchen aufgibt.⁸

Man wird den hier vorgetragenen Überlegungen vielleicht entgegenhalten, sie wärmten Argumente der sechziger und siebziger Jahre wieder auf. Die damals geforderte 'kommunikative Wende' der Sprachwissenschaft ist ernsthaft nie vollzogen worden. Sie konnte auch gar keinen Erfolg haben, weil damals die erforderlichen Mittel kau

bereitstanden. Das systemische informations- und medientheoretische Paradigma steckte noch in den Kinderschuhen und wurde kaum benutzt.

Zur Verfügung stand das Sender-Empfänger-Modell, eine Übersetzung von volkswirtschaftlichen Vorstellungen über den Warenaustausch auf das Phänomen der Kommunikation. Die Anwendung dieses ungeeigneten Modells hat sich tatsächlich als ziemlich fruchtlos erwiesen. Information kann nicht wie eine Ware getauscht werden.

Zur Verfügung standen dann noch Konzepte anderer Disziplinen. Die Pragmatik etwa hat sich an handlungs- und wissenstheoretischen Vorstellungen der Soziologie angeschlossen und versuchte, Sprechen als Handeln o. ä. aufzufassen. Die Anpassungsprobleme der Sprachwissenschaft lassen sich aber nicht lösen, indem man sich Kategorien aus anderen Disziplinen borgt. So konsolidiert sich kein neuer Objektbereich. Die so geschaffenen Bindestrichdisziplinen sind mit einem gewissen Recht an den Rändern der Sprachwissenschaft geblieben.

Der Kernbereich des Unternehmens 'Germanistische Sprachwissenschaft' wird sich mit Blick auf das Jahr 2000 auf die Produktion von Modellen kommunikativer und informativer Systeme und Medien einrichten müssen.⁹ Dem Wachstum käme es zweifellos zugute, wenn diese Modelle dann auch auf das Treiben der eigenen Abteilungen angewendet würden.

Anmerkungen

1. Roswita Königswieser, "Widerstände der systemischen Unternehmensführung", in: dies. und Christian Lutz (Hrsg.), 'Das systemisch evolutionäre Management', Wien 1990, S.1-9.
2. Daß die Sprachwissenschaft andererseits an allen Ecken beginnt, ihre Produkte als Waren zu verkaufen, kann kaum mehr übersehen werden. Universitätsinstitute vermitteln in Kursen und Zusatzstudiengängen rhetorisches Wissen, bieten 'Deutsch für Ausländer' an, entwickeln Programme für die Datenverarbeitung in kommerziellen Bereichen und vieles andere mehr.
3. Klaus Doppler, "Management der Veränderung - Entwicklungen und Veränderungen erfolgreich steuern und gestalten". in: 'Organisationsentwicklung', Heft 1,1991, S. 18-30.
4. Dazu mehr in Giesecke, "Die 'Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft' und die alternativen Antworten einer systemischen Kommunikationstheorie", in: D. Baekker, J. Markowitz, R. Stichweh, H. Tyrell und H. Willke (Hrsg.), 'Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag', Frankfurt a. M. 1987, S. 267-297 sowie in: 'Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel - Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft', Frankfurt a. M. 1992, Kap. 1 und 2.
5. Rolf Rüttinger, 'Unternehmenskultur - Neue Dimensionen des Erfolgs', Düsseldorf 1989, S. 19
6. Eine beispielhafte Beschreibung gebe ich in: 'Der Buchdruck in der frühen Neuzeit- Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien', Frankfurt/ Main 1991.
7. John Lyons, 'Die Sprache', 2. Auflage. München 1987 (zuerst Cambridge 1981), S.34.

8. Sich wieder auf die ideologische Diskussion innerhalb der Gesellschaft einzulassen, ist übrigens kaum komplizierter als einen Beitrag zur Entwicklung der 'corporate identity' eines Unternehmens zu leisten. Und an diese Aufgabe hat sich ja eine bekannte Germanistin gewagt, indem sie einen großen deutschen Automobilkonzern berät.
9. Diese Thesen habe ich auf dem interdisziplinären Symposium 'Germanistik: Forschungsperspektiven 2000' (22.-25. Mai 1991), das von der Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten im Deutschen Germanistenverband ausgerichtet wurde, ausgeführt. Die Ergebnisse der dort vorgenommenen Bestandsaufnahme wurden von den Organisatoren veröffentlicht in: L. Jäger/ B. Switalla (Hg.) 'Germanistik in der Mediengesellschaft'. München (Fink) 1994: 343- 348.